

Edited by Wolf Bloemers and Fritz-Helmut Wisch



EUROPEAN INCLUSION STUDIES STUDIUM EUROPÄISCHER INKLUSION

Europäische Anregungen zu Sozialer Inklusion

Wolfgang Bautz

Janna Harms

Sabine Ulbricht-Thiede (Hg.)

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Wolfgang Bautz, Janna Harms, Sabine Ulbricht-Thiede (Hg.)
Europäische Anregungen zu Sozialer Inklusion

European Inclusion Studies /
Studium Europäischer Inklusion, Band 11
Edited by Wolf Bloemers and Fritz-Helmut Wisch

Wolfgang Bautz, Janna Harms, Sabine Ulbricht-Thiede (Hg.)

Europäische Anregungen zu Sozialer Inklusion

Reader zur internationalen
Konferenz 2005 in Magdeburg

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-059-7

ISBN 3-86596-059-6

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2006. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhalt

0.	Vorwort	9
 TEIL I – KONFERENZDOKUMENTATION		
1.	Soziale Inklusion – Begriff, Dynamik und Diskussion auf europäischer Ebene	15
1.1	Konzeptionelle und politische Überlegungen	15
	Vielfalt/Verschiedenheit als Wert – Zum Begriff und Verständnis von Inklusion <i>Wolf Bloemers</i>	15
	Die Offene Methode der Koordination – ein Europäisches Instrument zur sozialen Eingliederung in den Mitgliedsstaaten <i>Heribert Lange</i>	27
1.2	Kommentare der Studierenden aus der Perspektive der Forschungsarbeiten	31
	Der Einfluss von "Weltsystem" und Globalisierung auf die Semi-Peripherie im Alten und Neuen Europa <i>Sérgio Costa Araújo</i>	31
	Kommentar zu Vielfalt und Verschiedenheit als Wert <i>Kerstin Decroix</i>	37
	Das Persönliche Budget – Mittel zu sozialer Inklusion? <i>Sandra Schnorr</i>	43
	Persönliche Assistenz – Altes neu inszeniert? <i>Katja Neuling</i>	47

2.	Inklusive Gemeinschaften bilden – Eine Herausforderung für alle	53
2.1	Konzeptionelle und politische Überlegungen	53
	Inklusive Gemeinschaften bilden – Eine Herausforderung für alle <i>David Johnstone</i>	53
	Magdeburg – eine Stadt im Wandel <i>Lutz Trümper</i>	61
2.2	Kommentare der Studierenden aus der Perspektive der Forschungsarbeiten	71
	Identität, Körper und Behinderung <i>Paulo Pimenta</i>	71
	Welchen Einfluss hat Physiotherapie auf die soziale Inklusion von Menschen mit rheumatoider Arthritis? <i>Kristina Areskoug-Josefsson</i>	77
	Gotteserfahrung als Drogentherapie <i>Okki Gren</i>	81
	Perspektivwechsel – WebUni.de, eine Magdeburger Studentengemeinschaft mit Bindungspotential an den Lebensraum Magdeburg <i>Susanne Thies</i>	85
3.	Zusammenfassung der Podiumsdiskussion	91
	Stärke im Inklusionsprozess: Vielfalt der Akteure und Instrumente! <i>Wolfgang Bantz</i>	

4.	Berichte und Impulsreferate der Fachforen	95
4.1	Anti-Diskriminierungsgesetz – Ein Instrument von gestern zur Bekämpfung der Probleme von morgen?	95
	Bericht zum Fachforum <i>Janna Harms, Susanne Thies, Sabine Ulbricht-Thiede</i>	
	Impulsreferat I <i>Isolde Hofmann</i>	97
	Impulsreferat II <i>Doris Scheer</i>	105
4.2	Migration und Inklusion – Europäische Erfahrungen nutzen und Neues wagen	111
	Bericht zum Fachforum <i>Chrisoula Grekopolou</i>	
	Impulsreferat I <i>Wolfgang Bantz</i>	115
	Impulsreferat II <i>Nguyen Tien Duc</i>	119
4.3	Umbau des Sozialstaates – Soziale Arbeit als Dienstleistung	123
	Bericht zum Fachforum <i>Andreas Borowicz</i>	
	Impulsreferat I <i>Peter Leuwer</i>	127
	Impulsreferat II <i>Birke Bull</i>	131
5.	Bericht zum Ideen-Café	139
	Wie sollte eine Gemeinschaft aussehen, in der jeder seinen Platz finden und sich zugehörig fühlen kann? <i>Janna Harms</i>	

TEIL II – FORSCHUNGSERGEBNISSE DER STUDIERENDEN

1. **Welchen Einfluss hat Physiotherapie auf die soziale Inklusion von Menschen mit rheumatoider Arthritis?** 147
Eine qualitative Untersuchung anhand des Modells zu sozialer Inklusion und Exklusion von Stoer, Rodrigues und Magalhães
Kristina Areskoug-Josefsson
2. **Sie sind aus Russland ausgesiedelt, doch Russland hat sie nie verlassen!** 173
Identität von russlanddeutschen Zugewanderten und Selbstorganisationsprozesse
Wolfgang Bantz
3. **Abenteuer Persönliche Assistenz** 197
Erste Erfahrungen mit Persönlicher Assistenz in einem Magdeburger Pilotprojekt
Katja Neuling
4. **Pränataldiagnostik (PND) zwischen öffentlicher Meinung und persönlicher Entscheidung** 215
Eine empirische Untersuchung von Internet-Diskussionen im deutsch-britischen Vergleich
Sabine Ulbricht-Thiede

Anhang: Autorenverzeichnis

0. Vorwort

Der vorliegende Band dokumentiert die internationale Konferenz „In Vielfalt zu Sozialer Einheit - Europäische Anregungen und Wege zu sozialer Inklusion in Sachsen-Anhalt“ vom 29./30. September 2005 in Magdeburg und präsentiert in einem zweiten Teil Forschungsergebnisse von Studierenden des europäischen Masterstudiengangs „European Perspectives on Social Inclusion“.

Dieser Studiengang wurde erstmalig im Herbst 2003 an den Universitäten von Karlstad (Schweden), Porto (Portugal) und sowie an der Hochschule Magdeburg-Stendal (Deutschland) begonnen. An der Ausarbeitung des Curriculums und der Lehrmaterialien waren Lehrende von Hochschulen aus neun europäischen Ländern beteiligt. Die Lehrmodule wurden in den folgenden zwei Jahren von Lehrkräften der beteiligten Hochschulen als sog. „flying professors“ durchgeführt. Darüberhinaus hatten die Studierenden die Möglichkeit Lehrveranstaltungen an allen beteiligten Universitäten zu besuchen. Das bot die einmalige Gelegenheit unterschiedliche Sichtweisen auf die verschiedenen Aspekte von Sozialer Inklusion und die Debatten um Strategien zur Umsetzung dieses neuen Paradigmas in der sozialen Arbeit sowie diesbezügliche Erfahrungen unmittelbar und vor Ort kennen zu lernen. Zugleich ergab sich aus der Zusammensetzung der Studierenden die Möglichkeit unterschiedliche Erfahrungen einzubeziehen und als Ressource zu nutzen. Beschäftigte aus dem Gesundheitswesen, den kommunalen Verwaltungen, des Schulwesens, der Sozialarbeit mit Jugendlichen, Migranten oder Menschen mit Behinderungen kamen zusammen und brachten ihre beruflichen Kenntnisse und Sichtweisen ein.

Im Verlauf des Studiums und der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Sozialen Inklusion wuchs die Überzeugung, dass dieses neue Paradigma in der Lage ist, den Diskussionen um die Neuausrichtung der Sozialpolitik und der Sozialarbeit, die die Studierenden in ihren jeweiligen beruflichen Kontexten wahrgenommen haben, besondere Impulse verleihen und in eine neue, viel versprechende Richtung lenken könnte. So entstand die Idee zu einer Konferenz, in deren Mittelpunkt die Analyse und die Diskussion des Konzeptes der Sozialen Inklusion stand. Darüber hinaus war ein weiteres Anliegen der Konferenz, den akademischen Rahmen zu verlassen und soziale Inklusion mit Politikern, Professionellen und Bürgern zu diskutieren. Zur Umsetzung dieses Zieles konnte das Landesbüro Sachsen-Anhalt der Friedrich-Ebert-Stiftung als Kooperationspartner gewonnen werden. Hierfür, sowie auch für die Unterstützung durch die Hochschule Magdeburg-Stendal, bedanken wir uns an dieser Stelle.

Von der ersten Idee bis zur Eröffnung der Tagung verging mehr als ein Jahr. Im Verlauf der Vorbereitung wurden viele Vorschläge ausgesprochen, geprüft und

manche auch wieder verworfen, bis schließlich Lehrende und Studierende aus neun europäischen Ländern mit Landes- und Kommunalpolitikern, Mitarbeitenden aus den Wohlfahrtsverbänden und Bürgern, die von sozialer Exklusion betroffen sind, alle vornehmlich aus der Region Sachsen-Anhalt, in den Dialog traten. Die Zeit der Konzipierung und Organisation wurde von schwierigen Fragen begleitet. Die gemeinsame Bearbeitung dieser Fragen brachte für alle an diesem Prozess Beteiligten interessante Erfahrungen mit sich. Die wichtigste verbindet sich wohl mit der Einsicht, dass es überaus schwierig ist, in der Vorbereitung einer Konferenz den theoretisch so einsichtigen und vom Konzept der Sozialen Inklusion eingeforderten Paradigmenwechsel vorzunehmen, und als ein Ergebnis dieser veränderten Herangehensweise nicht die Interessen und Logiken von Institutionen in den Mittelpunkt zu stellen, sondern von den Rechten, Ressourcen und Bedürfnissen der Menschen auszugehen.

Dennoch war die Veranstaltung ein Erfolg, denn in den vorbereiteten Beiträgen und ganz besonders in den Diskussionen wurde sichtbar, dass Soziale Inklusion ein Paradigma ist, das Relevanz für jeden gesellschaftlichen Bereich hat und welches auf verschiedenen Ebenen betrachtet werden kann - sei es als eine moralische Grundlage für den privaten und persönlichen Umgang, der Gestaltung von sozialpolitischen Maßnahmen oder sozialen Dienstleistungsangeboten, in der Forschung oder als eine Prämisse in der Sozialpolitik der Europäischen Union. Die Idee eines grundlegenden Perspektivwechsels erlangt jedoch ihre ungeheure Attraktivität nicht nur durch die Notwendigkeit der Modernisierung des Europäischen Sozialmodells. „Inklusion“ bietet darüber hinaus angesichts des Scheiterns von absoluten Ideologien und Gewissheiten die Möglichkeit eines neuen Vokabulars, das eine veränderte Balance zwischen Eigenverantwortung und Solidarität begründen kann, und somit das Rückgrat des neuen Sozialstaates bildet, der nach dem Sozialstaat alter wohlfahrtstaatlicher Prägung kommt.

Im Interesse einer möglichst umfassenden Dokumentation zum Verlauf dieser Veranstaltung, die auch versucht die Atmosphäre der Konferenz wiederzugeben, wurden die einzelnen Beiträge nur geringfügig redaktionell bearbeitet.

Es war das Anliegen der Organisatoren durch Struktur und Ablauf der Veranstaltung möglichst viele Sichtweisen in die zweitägige Debatte einzubringen und eine lebendige, an den praktischen Aufgaben orientierte Aussprache zu ermöglichen. Daher wurden die Vorträge der Hochschullehrer Wolf Bloemers und David Johnstone, die eher theoretische Überlegungen zum Konzept der Sozialen Inklusion darlegten, durch Kommentare der Studierenden des Masterstudienganges begleitet, die aus der Sicht ihrer jeweiligen Forschungsarbeiten die konzeptionellen Fragen ergänzten. Ein Vertreter der Generaldirektion der Europäischen Union sowie der Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg brachten ihr Verständnis von Sozialer In-

klusion zum Ausdruck und legten dar, welche Möglichkeiten europäische wie auch kommunale Politik haben, über welche Instrumente zur Umsetzung sie jeweils verfügen und auf welche Grenzen dabei Institutionen wie Bürger treffen können. Die Frage, welche Möglichkeiten eine neue konzeptionelle Grundlage, eben die der Sozialen Inklusion, in den unterschiedlichen Handlungsfeldern eröffnet, stellte sich u. a. das Podium, das zum Ende des ersten Konferenztages Vertreter der Landes- und Kommunalpolitik und Bürger zusammenbrachte. Unter der Themenstellung „Anti-Diskriminierungsgesetz - ein Instrument von gestern zur Bekämpfung der Probleme von morgen?“, „Migration und Inklusion - Europäische Anregungen nutzen und Neues wagen“ und „Umbau des Sozialstaates - Soziale Arbeit als Dienstleistung“ wurden in den drei parallel durchgeführten Fachforen am zweiten Konferenztag praktische Herausforderungen und Erfahrungen diskutiert. Den Abschluss der Tagung bildete ein „Ideen-Café“ - eine Vorgehensweise, die zentrale Gedanken der Sozialen Inklusion aufnimmt. Hier konnte buchstäblich jeder zu Wort kommen und es gab die Gelegenheit, Anregungen der Konferenz sowie persönliche Erfahrungen und Überlegungen in die Diskussion zu der Fragestellung: „Wie sollte eine Gemeinschaft aussehen, in der jeder seinen Platz finden und sich zugehörig fühlen kann?“ einzubringen.

Im zweiten Teil der Publikation werden detailliertere Forschungsergebnisse der Studierenden des Masterstudienganges aus Karlstad und Magdeburg vorgestellt. Neben den konkreten Ergebnissen zeigen sie, wie in unterschiedlichen Gebieten der sozialwissenschaftlichen Forschung das Konzept der Sozialen Inklusion fruchtbringend zugrunde gelegt werden kann.

In den Beiträgen werden Themen aus den unterschiedlichsten Bereichen der sozialen Arbeit behandeln. Das inhaltliche Spektrum umfasst den Einfluss von Physiotherapie auf die Lebensqualität von Rheumakranken, Identitätsarbeit und Selbstorganisationsprozesse von Migranten, eine Analyse von Erfahrungen mit persönlicher Assistenz nach dem Arbeitgebermodell sowie gesellschaftliche Erwartungen an werdende Mütter angesichts wachsender Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik und eines gewandelten Gesundheitsverständnisses. Trotz dieser thematischen Vielfältigkeit scheint es, einen roten Faden zu geben. Die gegenwärtigen Herausforderungen, denen sich Politiker wie Praktiker der sozialen Arbeit stellen müssen, und die von ihnen favorisierten zukünftigen Lösungen führen in eine Sackgasse, wenn sie das Lösen von lieb gewonnenen Erbhöfen des Denkens und eingeschliffenen Routinen nicht auf die Tagesordnung setzen, um die positiven Effekte zu nutzen, die ein Mehr an gleichberechtigter Verschiedenheit mit sich bringen kann. Das Zulassen von Verschiedenheit ist ein Gebot der Stunde, um für die Zukunft gewappnet zu sein.

Gewiss ist der Einwand berechtigt, dass wir gewöhnlich beschränkte gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten haben. Macht und Möglichkeiten sind ungleich verteilt. Aber es gibt ein wertvolles Gut, das wir in unseren Schulen, Büros und Wartezimmern aus eigener Befugnis und mit eigenen Ressourcen verteilen können: die sich wechselseitig stärkende Anerkennung jeder einzelnen Person in jeder einmaligen Lebenslage.

Die Herausgeber danken allen Autoren für ihre Mitarbeit an diesem Band. Die Beiträge wurden von den Herausgebern redaktionell geringfügig bearbeitet. Englischsprachige Beiträge wurden ins Deutsche übersetzt. Für den Inhalt zeichnen die Autoren verantwortlich.

Abschließend ein eher technischer Hinweis, der aber in einem Text zu Sozialer Inklusion nicht fehlen darf. Aus Gründen der Lesbarkeit wurde in einigen Beiträgen, insbesondere im zweiten Teil des Buches, auf die Nennung der weiblichen und männlichen Form der Substantive verzichtet. Die Verantwortlichen versichern, dass in jeden Fall die weibliche Form mitgedacht und gemeint wurde.

Berlin, Köthen, Februar 2006

Wolfgang Bautz, Janna Harms, Sabine Ulbricht-Thiede

Teil I

- Konferenzdokumentation -

1. Soziale Inklusion – Begriff, Dynamik und Diskussion auf europäischer Ebene

1.1 Konzeptionelle und politische Überlegungen

Vielfalt/Verschiedenheit als Wert – Zum Begriff und Verständnis von Inklusion

Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Bloemers; Koordinator des Masterstudienganges „European Perspectives on Social Inclusion“ an der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH), Deutschland

Inclusion/Inklusion: Wieder so ein trendiger Begriffsimport aus den USA, der zunehmend in wissenschaftlichen wie politischen Verlautbarungen auftaucht und dessen Inhalt nur wenigen klar ist? Wieder so ein schickes Schlagwort, das viele in ihr Fachrepertoire aufnehmen ohne genau zu wissen, was es inhaltlich wirklich meint und mit dem es sich in Diskussionen trefflich up-to-date erscheinen lässt?

Ich will versuchen, diesen Tendenzen im Folgenden in aller mir auferlegten Kürze durch eine inhaltliche Aufarbeitung dieses Begriffes und seines Kontextes in vier Schritten etwas entgegen zu wirken.

Der Kontext: Transformationsprozesse und veränderte Normalität

Die Entstehung der globalen Funktionssysteme in den letzten Jahrzehnten hat die sozialen Strukturen und Beziehungen, die Verhältnisse von Nationen, von Ökonomie, von Generationen, von Kulturen, von Organisationen, kurz: das gesamte Sozialgefüge gravierend verändert. Dies äußert sich in räumlichem Zusammenrücken, in rasanter Zunahme von persönlichen und professionellen Kontakten, in der Entstehung vielfältiger und unzähliger Austauschnetze sowie nicht zuletzt in veränderten politischen Konstellationen. So weist Globalisierung als Eröffnung des Welthorizontes für Handlungen, Entscheidungen, Sozialbeziehungen und Lebensstile, die früher ortsgebunden waren, verschiedene Dimensionen auf, in denen sich Enträumlichung und Entgrenzung ereignen: ökonomische, politische, informationstechnische, kulturelle und soziale (vgl. Eickelpasch/Rademacher 2004, 57f). Aus dieser Globalisierung von Sozialbeziehungen resultieren nicht nur große Umgestaltungen bisheriger sozialer Ordnungsgefüge und Gemeinschaften mit neuen kulturellen, ethnischen, nationalen Mischungen und mit einem Abbau bisheriger kollektiver Zugehörigkeiten, sondern auch ein Anstieg von Individualisierungs-

schüben mit einer wachsenden Vielfalt von Lebensentwürfen, die aufgrund ihrer Entgrenzungen sowohl destabilisierend sein können, als auch zu kreativen Ausbrüchen aus bislang ausschließenden Begrenzungen vorgegebener sozialer Lebensformen führen können. Auf Europa bezogen spricht Beck dabei von einem „Europa der Individuen“ als der *Nicht*-Identität des Nationalen (1994, 480).

Vielfalt, Pluralismus, Heterogenität sind deshalb die neuen, postmodernen Signaturen von neuen Sozialgefügen, in denen bisherige monolithische Orientierungen von individueller wie sozialer Identität, von persönlicher wie gemeinschaftlicher Selbstinterpretation wie: Nation, Ethnie, Geschlecht oder soziale Schicht ausgedient haben und neue Erkundungen und Ausrichtungen erfordern. Die traditionell an der „Normalität“ ausgerichteten Machtmuster, mittels derer Individuen Schichten und Ständen früher hierarchisch zugeordnet, entsprechend bewertet und auch räumlich „sortiert“ wurden, sind aufgrund der strukturellen Unbestimmtheit von flexiblen und wechselnden Beziehungen so wie des immer größer werdenden Spielraums von Individualität und Freiheit nicht mehr tragfähig. Die bisherige „Dominanzkultur“, mit der die gesamte Lebensweise, die Selbstinterpretation sowie die Bilder, die wir vom Anderen entwerfen, in Kategorien von Über- und Unterordnung gefasst war (vgl. Rommelspacher 1995, 22), und mit der die Berechtigungen für den Zugang zu Gestaltungsressourcen verteilt sowie die Benachteiligungsmuster konstituiert wurden, ist brüchig geworden. Stand der Normalität - nach dem bisher gültigen, zweiwertigen binären Code - immer das an (Wert)Merkmale festgemachte und zugeschriebene „Andere“ und „Fremde“ als Diskriminierungskonstrukt gegenüber, und war das gesellschaftliche Ansinnen davon erfüllt, alles Fremde und Unbestimmte zu exkludieren, so werden diese impliziten Wertungen von Lebensmustern und ihre segregierenden Konsequenzen im Kontext der vorgenannten Transformationsprozesse und der steigenden Pluralität immer fragiler. Die traditionellen gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen befinden sich in Auflösung.

Vor dem Hintergrund vorgenannter komplexer Veränderungen und dem Auszug aus dem „stahlharten Gehäuse der Zugehörigkeit“ (Nassehi 1997, 177) stellen sich der Wissenschaft und der Politik neue Fragen nach dem sozialen Umgang miteinander, Fragen nach den sozialetischen Fundierungen für das Umgehen mit immer neuen individuellen Unterschieden und Differenzen. Hierin liegt die große Chance, die bisherigen am Modus der *Hierarchisierung* von Differenz legitimierten sozialen Beziehungsmuster neu zu reflektieren und zu überwinden; zugleich ist damit aber auch die Gefahr gegeben, durch „Fragmentierung und Erosion bisheriger kollektiver Identität“ (Eickelpasch/Rademacher 2004, 13) nur kurzfristig wirksame Identitätsschablonen mit Ambivalenzen, Unsicherheit und Kontingenzen zu entwickeln

(vgl. ebd., 43) und durch die „riskanten Freiheiten“, die „Entroutinisierung des Alltags“ (Beck 1994, 10ff) und den Zwang zur Individualisierung des Lebens aufgrund der Funktionserfordernisse der Gesellschaft mit den eigenen Biographiekonstruktionen und Flexibilitätszumutungen völlig überfordert und im „Flugsand der Individualisierung“ (ebd., 33) atomisiert zu werden.

Reflexive Modernisierung des Menschenbildes: Vielfalt/Verschiedenheit als Variante von Normalität

Aktuelle philosophische und sozialwissenschaftliche Denker machen für die Postmoderne eine Weltauffassung aus, die sie als „Verfassung radikaler Pluralität“ (Welsch 1987, 4), als die „Kultur der Vielfalt und Differenz“ (Eickelpasch/Rademacher 2004, 43), bzw. als „Pluralismus von Tradition, Werten und Ideologien“ (vgl. Bauman 1995) beschreiben, die bewusst die Vielfalt von Lebensentwürfen, Überlieferungen und Kulturen *anerkennt* (mit letzteren sind nicht auf Ethnien oder Nationen reduzierte Interpretationen von Kultur gemeint, sondern individuelle und gemeinschaftliche, dynamische Lebensmuster und Handlungskonzepte in einem umfassenden Sinn). Diese Sichtweisen basieren u. a. auf den Erkenntnissen von Neurobiologie, Konstruktivismus und Systemtheorie, dass alle Phänomene (physische, biologische, psychische, gesellschaftliche, kulturelle) grundsätzlich miteinander verbunden sind und voneinander abhängen (vgl. Capra 1988, 293) und sich als autopoietische Systeme und als integrierte Ganzheiten präsentieren, die sich in Wechselwirkungen und sozialen Strukturaufstellungen stets neu hervorbringen und selbst organisieren. Dazu arbeiten Maturana und Varela (1990, 266) in ihren Forschungen heraus, dass nur die bedingungslose Annahme und Anerkennung des Anderen (die sie Liebe nennen), die Begegnung mit einem Fremden als einem *Gleichen* die unabdingbare Voraussetzung für einen sozialen Prozess darstellt: „Ohne Liebe, ohne dass wir andere annehmen und neben uns leben lassen, gibt es keinen sozialen Prozess, keine Sozialisation und damit keine Menschlichkeit. Alles was die Annahme anderer untergräbt - vom Konkurrenzdenken über den Besitz der Wahrheit bis hin zur ideologischen Gewißheit - unterminiert den sozialen Prozess, weil es den biologischen Prozess unterminiert, der diesen erzeugt“. Hier wird aus naturwissenschaftlicher Sicht die philosophisch-anthropologische Erkenntnis des elementaren Aufeinander-Angewiesenseins-auf-Gegenseitigkeit des Menschen komplementär verdeutlicht, also die existenziell anthropologische Dimension menschlicher Verantwortung für den Anderen aus der Perspektive einer anderen akademischen Disziplin bestätigend aufgezeigt.

Unterschiede, Anderssein, Differenzen erscheinen vor dem Hintergrund dieser Theorien nicht mehr als *Trennendes*, als hierarchisch gegeneinander zu Selektierendes, sondern als *Gleichwertiges* in der Vielfalt, also als Phänomene und Merkmale mit der *gleichen* Wertigkeit. Das im Kontext der Moderne revidierte Menschenbild erachtet die individuellen Verschiedenheiten als zum Menschsein normal und notwendig zugehörig und damit als Variante von „Normalität“, in der Verschiedenheit als Bereicherung menschlichen Lebens und sozialen Miteinanders bewertet wird (vgl. Goll 2004, 332). Damit gilt die alte mechanistische Weltanschauung von sozialer Homogenisierung als obsolet. Was aber kann in so hochindividualisierten Gesellschaften an ihre Stelle treten, was kann statt dessen als soziale Grundeinheit entstehen, um soziale Orientierungen, soziale Koordinaten für einen Zusammenhalt zu stiften, die für Identitätsfindungen unverzichtbar sind?

Es sind dies die aktuellen Vorstellungen einer Akzeptanz und Pflege von sozialer Heterogenität, von Wertevielfalt, Gleichheit und Verschiedenheit in Lebensstil und Unbestimmbarkeit und einem Fundus an Ideen, Konzepten, Symbolen und Stilelementen, die sich in einer *Ethik der Anerkennung*, in einem sozialetischen Postulat von *Inklusion* sowie in neuen Sozialpolitiken von *Inklusion und Partizipation* niedergeschlagen haben und sich um eine neue Werteintegration für sozialen Zusammenhalt, für ein Ringen um neue Gemeinschaftsgrundlagen bemühen.

Ethik der Anerkennung

„Das Glück des einzelnen der Menschen beruht auf der Verschiedenheit jedes einzelnen, auf der Verschiedenheit des einen zum anderen, es beruht nicht auf Gleichheit.“ (Friedensreich Hundertwasser, Centum Aqua Ausstellung Magdeburg 15.07.2005)

Die ethischen Implikationen dieser neuen integralen Sichtweise von anthropologischer, biologischer und sozialer Wirklichkeit und ihrer Auffassung einer Gleichwertigkeit menschlicher Verschiedenheit und Vielfalt sind gespeist von den Werten von Freiheit und Gleichheit. Gleichheit wird hierbei jedoch nicht als nivellierte Unterschiedslosigkeit, nicht als reziprokes und symmetrisches Beziehungsverhältnis zwischen den verschiedenen Subjekten im Sinne einer rein universalistischen Ethik gedacht, nicht als an objektiven Maßstäben vermessenes Gleiches, sondern Gleichheit wird verstanden als Anerkennung des Besonderen, des Unverwechselbaren, des Individuellen als Andersheit oder der Differenz, der Andersartigkeit des Anderen, die einer nicht kontraktualistischen, einer nicht utilitaristischen Respektierung und Verantwortung bedarf (vgl. Dederich 2001, 206f). Gleichheit in diesem Ver-

ständnis ist dabei eine *komplexe* Gleichheit, die im Kontext von immer stärkeren Individualisierungstendenzen und immer fragiler werdenden sozialen Verbindlichkeiten ein neues Anerkennungsverhältnis für ein gelingendes, gutes individuelles Leben konstituieren kann: die Wahrung und Anerkennung der neuen Freiheiten und Lebensentwürfe der „Nicht-Identischen Anderen“ - nicht nach dem traditionellen Gleichheitsgrundsatz, sondern in der Orientierung und Würdigung „einer Gerechtigkeit gegenüber der ‚Unendlichkeit des konkreten Anderen‘“ (Honneth 2000, 159) sowie der Anerkennung des Einzigartigen eines jeden Menschen. Diese an der Differenz, der Andersheit, der Unbestimmtheit und Nicht-Festlegbarkeit des Anderen, an einem asymmetrischen Beziehungsverhältnis im Sinne von Gamm (2000) und Lévinas (1995) ausgerichtete Ethik sieht Dederich als Möglichkeit, die zentrale Kontroverse zwischen liberalistischen und kommunitaristischen Ethikpositionen - der Priorisierung *individueller Freiheitsrechte* im Sinne von Kant einerseits, gegenüber der Priorisierung *normativer solidarischer Gemeinwohlwerte* im Geiste des Aristoteles andererseits - zu integrieren, indem eine auf Hegel zurückgehende *Ethik der Anerkennung* sowohl die Pluralität, die individuellen Freiheiten und divergierenden Lebensformen, als auch die Solidarität und die Fürsorge als „Sein für den Anderen“ (Bauman 1995) miteinander verbindet (vgl. Dederich 2001, 208f). Ein diesbezügliches Ethikmodell mit verschiedenen Interaktionssphären und Anerkennungsmustern und -typen von Honneth (1994) verbindet sowohl eine auf Differenz beruhende *Ethik der Fürsorge*, eine universalistische, von Gleichheit ausgehende *Gerechtigkeitsethik* als auch eine kommunitäre, Solidarität fokussierende *Sozialethik*, auf deren Basis eine Kultur der Heterogenität gelingen könnte: eine Kultur, in der Menschen ganz unterschiedlicher Lebensentwürfe und Wertorientierungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Herkunft und Erscheinungsform als komplexe Gleichheiten aufgrund der positiven Wertschätzung von Vielfalt Anerkennung und Lebensgestaltungsmöglichkeiten erhalten und nutzen können.

Inklusion als Vision und advokatorisches Mandat

„Inklusion“ und „Exklusion“ beschreiben als soziologische Grundbegriffe soziale Differenzierungsprozesse; aufgrund der weltweiten Spannungen und Polaritäten von Armut und Reichtum, von Deprivation und Integration, von Zuwanderung und Aufnahme sowie der gravierenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse in Europa sind diese Begriffe zum Epochethema geworden. Da diese Umgestaltungsvorgänge in alle Lebensbereiche hineinreichen, findet der Inklusionsbegriff dort auch überall mehr und mehr Eingang und erhält - entsprechend des jeweiligen Referenzfeldes - in den sich mit diesen beschäftigenden Wissenschaften konkreti-

sierende Ausdeutungen, so z. B. in der Soziologie, der Pädagogik, der Theologie oder der Sozialpolitik.

Der Begriff „Inklusion“ tauchte in der politischen Diskussion in Europa zum ersten Mal in den 1990er Jahren im bildungspolitischen Kontext der Salamanca-Resolution auf. In einer von der UNESCO und der spanischen Regierung 1994 in Salamanca durchgeführten Welt-Konferenz mit dem Thema „Pädagogik für besondere Bedürfnisse“ und dem Ziel „Bildung für alle“ unterzeichneten 92 Regierungen diese Resolution, in der eine grundlegende politische und pädagogische Änderung zur Entwicklung einer inklusiven Pädagogik, d. h. einer Pädagogik und einer Schule für alle Kinder propagiert und als Ziel festgelegt wurde (Salamanca-Statement 1994). Soziologisch-systemtheoretisch tritt „Exklusion“ - als der Gegenbegriff von Inklusion - an die Stelle einer Begrifflichkeit, die ehemals soziale Ungleichheit mit Schichtungsklassifikationen vornahm, und er verdrängt zugleich den Armutsbegriff mittelalterlicher europäischer Prägung, der primär nicht ökonomische Mittellosigkeit, sondern eine strukturell schwache Sozialposition, ein Ausgeschlossensein von lokalen Berechtigungen ausdrückte und somit vornehmlich als ein Machtlosigkeit anzeigender Terminus zu verstehen war (vgl. Stichweh 1997, 126ff). „Inklusion“ bedeutet demzufolge das Gegenteil von „Exklusion“, also eine strukturell starke Stellung, ein Einbezogenensein in die Kommunikation aller gesellschaftlichen Funktionssysteme und die Berechtigung zu Teilhabe an ihnen und ihren Gütern, also eine grundsätzliche soziale Zugehörigkeit und plurale Einbettung in alle Funktionskontexte.

Angesichts des Übergangs zu den funktionalen Ausdifferenzierungen gesellschaftlicher Teilbereiche, der Phänomene von Pluralität und Heterogenität und struktureller Unbestimmtheit des Menschen sowie der Tatsache, dass immer weniger Menschen „ihren festen Platz“ in einer Welt innehaben werden, die nicht mehr hierarchisch geordnet ist (vgl. Huf 2004), stellt sich die Frage nach einem sozialen Ort, den jedes Individuum in der Gesellschaft einnehmen soll. Unter Zugrundelegung der zuvor referierten anthropologischen Auffassungen und gesellschaftlichen Fakten ist die europapolitische Antwort das Inklusionsgebot. Gemeint ist damit, dass alle gesellschaftlichen Funktionssysteme allen Gesellschaftsmitgliedern offen stehen müssen und dass sich auch alle Mitglieder gegenseitig zur Verfügung stehen. Aus systemtheoretischer Perspektive, die von einer Ko-Evolution psychischer und sozialer Systeme ausgeht und das Entstehen von Gemeinschaft durch Austausch der Mitglieder sozialer Systeme in Form von Interpenetration versteht (vgl. Luhmann 1999, 299), wird dabei die Selbstproduktion des Systems durch die Strukturen des Austauschs ermöglicht. Interpenetration führt insofern zur Inklusion, als die Kom-

plexität der zum Austausch beitragenden Systeme von den aufnehmenden Systemen mitbenutzt wird. Da autonome Funktionssysteme jedoch nicht automatisch Inklusion garantieren, sondern durch funktionale Differenzierung vielfach Exklusion hervorrufen und Menschen überflüssig machen, die nicht mehr gebraucht werden, bedarf es staatlicher Interventionen, um den Graben zwischen ethisch-visionärem Anspruch und gesellschaftlicher Wirklichkeit zu füllen und die Inklusion aller Bürger zu ermöglichen und zu verwirklichen. Dies wird vor allem auch damit begründet, dass vor dem Hintergrund der anthropologischen Grundlagen menschlicher Verschiedenheit Inklusion „als ein grundlegendes Menschenrecht jedes einzelnen Bürgers einer Gesellschaft“ betrachtet wird (Fachdienst der Lebenshilfe 1995, 13f), wie ein Richterspruch aus New Jersey belegt „Inclusion is a right, not a privilege for a selected few“ (McGregor 1996, 13).

Anders gewendet: Inklusion ist ein gesellschaftspolitisches Postulat nach voller gesellschaftlicher Teilhabe aller an allen Gütern, ein advokatorisches Mandat nach bedingungsloser Einbeziehung aller zuvor in sozialen Prozessen kategorisierten und entwerteten Menschen; Ziel ist nicht eine homogenisierende Anpassung an bestehende Systeme einer sozialen Gemeinschaft - im Sinne des alten Integrationsmodells -, sondern die grundsätzliche Einbeziehung aller Individuen (Systeme) so wie sie sind, und damit zugleich auch um eine strukturelle Umgestaltung der Gemeinschaft dahingehend, dass für alle Individuen entsprechend ihres Vermögens Teilnahme, Teilhabe und Mitgestaltung erfolgen kann. Inklusion zielt demnach darauf ab, Systeme zu entwickeln, welche die natürliche „Artenvielfalt“ der Menschen strukturell abbilden und die Verschiedenheit nicht nur begrüßen, sondern sie unterstützen. Zur Akzentuierung: Inklusion fokussiert nicht auf einzelne, auf besondere, auf behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene, auf Migranten, auf zuvor „definierte“ oder „kategorisierte“ Personen mit besonderen Bedürfnissen; Inklusion meint die volle Dazugehörigkeit, die Einbeziehung *aller* in die Heterogenität *aller* sozialen Gruppierungen. Es geht um systematische Veränderungen von *innen heraus*: Unterschiedlichkeit wird willkommen geheißen und „zelebriert, unabhängig von Geschlechterrollen, Nationalität, Rasse, Herkunftssprache, sozialem Hintergrund, Leistungsmöglichkeiten oder Behinderung“ (Mittler 2000, 359). Mit anderen Worten: Inklusion meint das Einbezogensein, die Dazugehörigkeit als vollwertiges Mitglied einer Gemeinschaft („full membership“, Lipsky/Gartner 1999, 13) unabhängig von Fähigkeiten oder Unfähigkeiten, alles „ohne wenn und aber“. Insofern ist Inklusion ein radikales Postulat, das eine Veränderung von Haltungen, Einstellungen und Menschenbildern ganzer sozialer Gemeinschaften/Institutionen herausfordert und welche das Anderssein als Dialektik von Gleichheit und Differenz versteht (vgl. Hinz 2002, 357). Inklusion bezieht sich deshalb nicht explizit auf behin-

derte Kinder oder Erwachsene, sondern (zunächst) auf alle Personen, die bislang wegen ihres Abweichens von der „alten Normalität“, wegen ihres „Andersseins“ von Geschlecht, ethnischer Herkunft, sexueller Orientierung, Glaube, Einkommen oder Fähigkeit marginalisiert und ausgeschlossen waren. Letztlich meint Inklusion die Einbeziehung *aller* Menschen in ein System - ohne irgendwelche Vorleistungen! - und das soziale Miteinander ohne irgendeine spezielle Kenntlichmachung oder definitorische Kategorisierung einzelner Personen als gleiche unter gleichen. Gleichheit nicht als Unterschiedslosigkeit oder Vereinheitlichung, sondern als ein in Vielfalt geeintes Miteinander in „Gleichwertigkeit und Differenz“ unter Berücksichtigung der individuellen Unterschiede und der damit einhergehenden, erforderlichen Hilfestellungen nach dem Prinzip, dass jeder so sein darf und soll, wie er ist. Mit anderen Worten: Inklusion heißt Veränderung des Systems für alle und durch alle und nicht Anpassung des Einzelnen an das von wenigen geschaffene (alte) System mit definierter „Normalität“, denn alle sind ja in ihrer Verschiedenheit „normal“. Demnach gibt es keine fixierte, für allgemein gültig erklärte Normalität mehr (vgl. Sander 2003). Anders ausgedrückt: durch die Aufhebung des Gegensatzes von Gleichheit und Differenz wird Normalität zur „Transnormalität“ (vgl. Feyerer 2004, 16), die von Weizsäcker vor Jahren bereits mit seiner Maxime „Es ist normal, verschieden zu sein“ wohl am treffendsten charakterisiert hat.

Weitere Quellen dieser Inklusionsphilosophie sind zu finden in den sich weltweit verstärkt wieder aktualisierenden Ideen der „social justice“, deren Konzept direkt und indirekt wie ein roter Faden die Philosophie- und Sozialgeschichte Europas durchzieht, liegt ihm doch das Credo der abendländischen Grundfesten von Demokratie zu Grunde: soziale Gleichheit und Freiheit. Soziale Gerechtigkeit geht von einer gerechten Verteilung von allen bzw. der Chancengleichheit des Zugangs zu allen sozialen Gütern aus, wozu vor allem Bildung, Gesundheit und Arbeit gehören. Inklusion toleriert also nicht einfach Unterschiedliches, sondern unterstützt gezielt die Verschiedenheit und Individualität im Sinne völliger Gleichwertigkeit jedes Einzelnen; demzufolge schafft sie in diesem Rahmen auch Strukturen und solidarische Hilfen für die Teilhabe auch derjenigen, die zuvor ausgegliedert waren. Da Teilhabe als Recht an der Gemeinschaft und an ihren Gütern betrachtet wird, sind jegliche Formen von exkludierenden Sondereinrichtungen diesem Recht konträr: Inklusion ist folglich mit Entinstitutionalisierung segregierender Einrichtungen verbunden.

Fazit

Inklusion ist ein sozialetisches Konzept und sozialpolitisches Leitbild für eine Gesellschaft, in der

- jeder geschätzt und respektiert wird,
- jede einzelne Person in ihrer Individualität anerkannt wird, gleiche Rechte und Zugang zu allen Funktionsfeldern der Gesellschaft hat,
- unterstützende Ressourcen koordiniert und ständig reflektiert werden (vgl. Boban/Hinz 2003).

Dies gilt für die gesamte Lebensspanne und für alle Lebensbereiche wie Bildung, Wohnen, Arbeit, Freizeit, Familie und Medien, wie ein aktueller Reader mit vielen Einzelbeispielen aus Theorie und Praxis aufzeigt (Biewer 2005b).

Auf eine komprimierte Definition gebracht:

„Inclusion (engl.) = Einbeziehung; dieser Begriff ergibt sich aus der Auffassung, dass eine Gesellschaft aus Individuen besteht, die sich alle mehr oder weniger unterscheiden. Um dieser Tatsache gerecht zu werden, muss die Gesellschaft dafür Sorge tragen, dass der Zugang aller Bürger zu Institutionen und Dienstleistungen unter Berücksichtigung ihrer individuellen Möglichkeiten ermöglicht wird. Das Prinzip der Integration strebt die Eingliederung behinderter Menschen in die bestehende Gesellschaft an; Inklusion dagegen will die Veränderung bestehender Strukturen und Auffassungen dahingehend, dass die Unterschiedlichkeit der einzelnen Menschen die Normalität ist. Jeder Mensch soll die Unterstützung und Hilfe erhalten, die er für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben benötigt“ (Lexikon Wissenswertes zur Erwachsenenbildung 1999).

Oder noch kürzer gefasst:

“Inclusion is.....being able to access activities, take part, make choices and be valued. To be able to join in and to be listened to” (Barnardo’s 2004, 30).

Zur Rückbindung dieser anthropologisch und gesellschaftlich universalen Gedanken bezüglich von Inklusion an den konkreten europäischen Kontext lassen Sie mich schließen mit einem längeren Zitat von Beck, das ich - als überzeugter Europäer - als Frage und Handlungsaufforderung an Sie weitergeben möchte:

„Im Kontext von Globalisierung, Individualisierung und fabrizierter Unsicherheit gibt es dafür hier und heute ein Wort, eine Arena, ein Ziel: das von den Intellektuellen sträflich vernachlässigte Europa. Nicht (oder nicht nur) das Europa der Institutionen und Bürokratien, sondern das Europa der Individuen.